

Gernot Häublein

Leseprobe 1: aus: „Partei-Nummer 109“

Seit mehr als zehn Jahren arbeite ich an der Recherche für einen sozialpsychologisch und politisch motivierten Roman, der die Geschichte und Geschichten von Einzelpersonen, Familien und sozialen Gruppen in Deutschland zwischen 1878 und 1949 erzählt. Im Mittelpunkt steht die Verstrickung von Tätern und Opfern im Zusammenleben, in Partner- und Familienbeziehungen, aber auch die Mischung von Täter- und Opferrolle in einer Person.

Meine Romanpersonen sind Stellvertreter-Figuren für viele andere: Täter oder Opfer oder „Zuschauer“, die es zwar so nicht gegeben hat, aber wie es sie gegeben haben könnte.

Aus diesen Gründen hat der Text meines entstehenden Romans - etwa zwei Drittel sind geschrieben - auch drei „Stimmen“, die einander in der Ungewissheit dieser Geschichte (und aller Geschichten) ergänzen:

- Das Ich des Recherchierenden, der zu Beginn jedes Kapitels, manchmal auch zwischendurch seine lückenhaften Befunde ausbreitet und beurteilt: Text in der nüchternen Arial-Type.
- Ein anonymen Erzähler, der in langen Textpassagen versucht, die relative Wahrheit zu rekonstruieren: Texte in der Romanschrift Times.
- Das schreibende Ich, das meist am Ende von Erzählteilen meditierend vor sich hin „spricht“: *kursive Texte*.

Ich lege Ihnen die beiden ersten Abschnitte meines entstehenden Romantextes zur kritischen Lektüre vor und freue mich auf Ihre Reaktion dazu.

Ich

Jetzt, wo ihr alle tot seid, werde ich eure Geschichte erzählen. Bevor die letzten Zeugen schweigen. Ehe alles vergessen ist.

Die Zeit drängt. Mein Gedächtnis wird dünn und durchsichtig wie altes Leinen: Die Kette zeigt sich deutlicher, der Schuss schwindet. Während ich darüber erschrecke, steigt ein Gefühl der Erleichterung auf.

Durchs offene Fenster schaue ich auf die Hügel über dem Tal – drei Bergwellen liegen da, geschichtet, oben dunstblau, unten schwarzoliv, lasten schwer aufeinander. Aus der innersten Kerbe des Tals schreit der Fluss, Bergwasser bäumt sich weiß auf. Druck entlädt sich.

Mehr als hundert Jahre nach dem Beginn eurer Geschichte schreibe ich stockend die ersten Sätze – der Briefträger unterbricht mich, bringt Postkarten aus der Kaiserzeit, Absender unbekannt. Ich suche Worte für den Anfang und sehe keinen Schluss der Geschichte: Sie ist nicht zu Ende und nicht erledigt.

Ich weiß: Die damals davongekommen sind, die mit den bleiernen Seelen, wollen vergessen und vergessen bleiben. Und die andern, die ohne Schuld, wollen nicht mehr sehen, was dunkel war und dunkel ist. So erzähle ich meine Geschichte den verlorenen Schafen, die die Nacht fürchten und wissen, dass keiner sie suchen wird. Ich flüstere sie den Ziegen zu, die sich nicht sicher fühlen in ihrem Versteck, die das Wolfsgeheul nicht überhören hinter kreibleichen Fernsehstimmen, die den feinen Hauch Flugasche nicht übersehen auf Nadelstreifen, Samt und Uniform.

Die Hügel vorm Fenster sind jetzt fast schwarz, der Himmel dahinter ist grauweiß. Ich beginne mich zu erinnern.

1 Die Wahl

Emma sagte nie ‚mein Mann‘, wenn sie von ihrem Gatten sprach, Lina nannte den Mann ihrer Mutter nie ‚mein Vater‘. Vielmehr hieß er – zärtlich, aber wie aus weiter Ferne – ‚unser alter Herr‘. Das gefiel mir, deshalb stellte ich lange keine Fragen.

Emma war schon tot, als ich ihre Tochter nach der Ursache dieses wunderlichen Sprachgebrauchs fragte. Die Mutter hatte ihr ein kleines rotgoldenes Medaillon mit dem Bild eines gut aussehenden Soldaten in Wilhelminischer Uniform und Pickelhelm hinterlassen, ein stummes Vermächtnis, das ich nicht verstand. Ich fragte Lina nach dem Mann im Medaillon:

„Ist das euer ‚alter Herr‘ gewesen?“

„Nein, das ist mein echter Vater, im Jahr 1914.“

„Was? Und wer war dann euer ‚alter Herr‘?“

„Den hat die Mutter geheiratet, aber viel später.“

„Und deinen wirklichen Vater hat sie nicht geheiratet?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Sie hat immer nur gesagt: ‚Weil er mir *das* angetan hat.‘“

„*Das* – was hat sie damit gemeint?“

„Dass er ihr ein Kind gemacht hat – *mich!*“

„Ist das alles, was sie dir erzählt hat?“

„Ja, sonst nichts, nur ... geseufzt hat sie dabei.“

„Und wie hat dein Vater geheißen? Wollte er denn damals Emma heiraten?“

„Er hieß *Hans Roth*. Die Alten in der Familie haben immer erzählt, er hätte sie auf Knien angefleht, seine Frau zu werden ...“

„Und Emma hat ihn nicht genommen? Obwohl sie ein Kind von ihm bekam? Das ist für mich ein Rätsel!“

„Für mich auch. Und gesehen hab' ich meinen Vater nie richtig, mein' Lebtage nicht.“

Hans Roth war im Nachbardorf von Emmas und Linas oberfränkischem Heimatort geboren und aufgewachsen. Ich wollte alles Auffindbare über ihn, seine Eltern, seine Vorfahren wissen – ich hatte da eine Vermutung: der Familienname ... Also beauftragte ich einen der ehrenamtlichen „Familienforscher“, die in Franken Zugang zu den Kirchenbüchern haben, mit der Suche nach Hinweisen. Ich hatte mich nicht geirrt: Ein Schlüssel zum lange verschwiegenen Familiengeheimnis war Hans' Vater, Georg David Roth.

„Baruch ata adonaj elohenu melech haolam ..., der uns hat am Leben erhalten, dass wir erlebt und erreicht haben diese Zeit ... GOTT, unser GOTT, warum muss ich mich entscheiden! Warum zwingst DU mich? Kann ich nicht DIR und DEINEM Volk treu bleiben und trotzdem diese Frau zum Weib nehmen, die an den falschen Messias glaubt? Ich bin süchtig nach ihrer Stimme, ihrem Gesicht, den leichten Bewegungen, ihrem Körper unter der

Schürze. Ich kann keinen klaren Gedanken fassen, immer ist sie da ---“

„Vater, Mutter, Geschwister – versteht mich doch, diese unfassbare Liebe ist stärker als das Gesetz, die heiligen Schriften, wichtiger als der Schabbes und der Rabbiner! Verstoßt mich nicht wie einen Verräter, wenn ich euch verlasse. Ich bete für euch, betet ihr auch für mich zu unserem GOTT ---“

Georg David Roth ist 32, kein unerfahrener Mann, Diensthote auf dem Adelsgut Oberau am Main. Er ist bei der Herrschaft und beim Gesinde sehr angesehen, er arbeitet gut und verdient nicht schlecht – obwohl er Jude ist.

Georg kommt aus einem kleinen Dorf östlich von Coburg, fünf Fußwegstunden von Oberau entfernt. Seine Familie wohnt dort seit zwei Generationen, lebt vom Handel mit Korb- und Holzwaren; sie hält sich zur jüdischen Gemeinde, gehört zur Coburger Synagoge. Die Roths sind arm, aber es reicht zum Leben, und man lässt sie hier in Frieden leben. Nur Georg ist weggegangen von daheim, weil er eine gute Stellung beim Freiherrn von Dungen in Oberau gefunden hat.

Dort, im Schlossgut, trifft Georg Pauline. Sie ist kaum zwanzig, ledige Bauerntochter aus einem evangelischen Dorf mainaufwärts, wie er ist sie in Stellung beim Freiherrn. Während eines Faschingstanzes fordert Georg sie zum Walzer auf – als er sich verneigt und sie verschämt nickt, wissen beide, dass alles entschieden ist.

Wenige Wochen später stellt der Diensthote Georg David Roth dem Hausmädchen Pauline Meisel die entscheidende Frage. Sie antwortet sofort:

„Ja! – Aber der Vater und der Pfarrer sagen, ...“

„Was sagen die?“

„Dass ein anständiges evangelisches Mädchen keinen Juden heiraten kann.“

„Was??? – Denkst *du* das auch?“

Pauline fühlt sich elend, windet sich:

„Nein ..., aber du weißt doch, gegen die Eltern und die Kirche, das geht nicht.“

Georg ist leichenblass, schweigt, ein Gewirr von Bildern, Gefühlen, Wörtern überschwemmt sein Gehirn, wirbelt in seinem Bauch: Gottesmörder, Hostienfrevler, Brunnenvergifter, Ritualmord, Zinswucherer, Blutsauger, Ungeziefer, Judengasse, Ghetto, Kreuze, Scheiterhaufen ...

Heiser flüstert er:

„Was soll ich tun, damit du --- ?“

„Lass dich taufen, dann ist alles gut.“

„Nein! Mein GOTT! Niemals!“ schreit er heraus und flieht in die Nacht.

In der Karwoche 1878 erklärt der Schlossdiener Georg David Roth zur Niederschrift durch den evangelischen Pfarrer von Herreth seinen Übertritt vom mosaischen zum lutherischen Glauben.

Am Schabbat-Abend der Pessach-Woche 1878 spricht die versammelte Familie Roth in einem kleinen Dorf bei Coburg das Totengebet über den verlorenen Sohn Georg David. Am darauf folgenden Tag, dem Pessach-Schabbat, wird er während des Gottesdienstes in Abwesenheit formell aus der Coburger Judengemeinde verstoßen und mit dem Bannfluch belegt.

Am Ostermontag 1878 heiratet Georg David Roth das Hausmädchen Pauline Meisel auf

dem Adelsgut Oberau. Anwesend sind: die gesamte Familie seiner Braut, die anderen Schlossbediensteten und der Freiherr. Nicht anwesend ist die jüdische Familie Roth aus einem Dorf bei Coburg.

Noch im Sommer 1878 werden die beiden Jungvermählten vom Freiherrn auf ihren eigenen Wunsch als Dienstpersonal in das Schloss des Barons von Künßberg zu Wernstein vermittelt. Dieses liegt in direkter Nachbarschaft zu dem evangelischen Dorf Veitlahm, aus dem Pauline Roth stammt. Sie ist wieder daheim.

Sechzehn Jahre später, am frühen Morgen des 28. Mai 1894, bringt Pauline ihr drittes und letztes Kind, einen Sohn, zur Welt. Als sie den Säugling, gebadet und gewickelt, endlich an die Brust legen kann, öffnet die Hebamme das Schlafzimmerfenster einen Spalt breit: Wild durchmischter Duft von Lindenblüten, jungen Kornfeldern, Kiefernadeln dringt ein mit dem ersten Lichthauch.

Das Kind in Paulines Armen ist ungewöhnlich schön. Es ist ihr zweiter Sohn. Sie erkennt im ersten Augenblick das Gesicht ihres Mannes Georg wieder, der einmal Jude gewesen ist. In ihre Erleichterung, in das überwältigende Glücksgefühl mischt sich da etwas Bild- und Namenloses, was das Licht im Zimmer einen Stich zu verdunkeln scheint – obwohl der Tag gerade hell wird.

Am 29. Mai 1894 wird der Neugeborene in der evangelischen Dorfkirche mit eiskaltem Brunnenwasser auf den Namen Johann Georg Roth getauft, nach dem Vater seiner Mutter und nach seinem eigenen Vater.

Du bist verschwunden, als es mich noch nicht gab. Ein halbes Leben hab ich gebraucht, dich zu suchen und schließlich zu finden: Tief unter meinem Bewusstsein warst du, hast gewartet, schweigend. Dann bist du aufgetaucht im Gedächtnis der letzten noch Lebenden, die ich fragen konnte. Seitdem folge ich dir durch Briefe, Bücher, Akten und weiß doch, ich kann dich nicht einholen, nirgendwann, nirgendwo.

Brüchige, oft abgerissene Spuren nur hast du hinterlassen - hätte ich nicht dein Bild im Goldmedaillon aus den letzten Jahren des Friedens, ich müsste dich ganz und gar selbst erfinden.

Ich stelle mir die Nacht deiner Geburt vor, die Schmerzen und das Glücksgefühl deiner Mutter, versuche die Felder vor dem offenen Fenster zu riechen und das erste Morgenlicht zu sehen wie sie.

Ich weiß nicht, ob sie etwas ahnte von deinem Unglück.